

SCHÄTZE DES LEBENS

Geschichte erzählen



SCHÄTZE DES LEBENS – Geschichte erzählen



SCHÄTZE DES LEBENS

Geschichte erzählen



Schätze des Lebens

Geschichte erzählen



Foto: Hanna Heinrich

Lauschen und Staunen

Rainer Maria Rilke

Vor lauter Lauschen und Staunen sei still.
Du mein tieftiefes Leben;
Dass du weißt, was der Wind dir will,
eh noch die Birken beben.

Und wenn dir einmal das Schweigen brach,
lass deine Sinne besiegen.
Jedem Hauche gib dich, gib nach,
er wird dich lieben und wiegen.

Und dann, meine Seele, sei weit, sei weit.
Dass dir das Leben gelinge,
breite dich wie ein Feierkleid
über die sinnenden Dinge.

Liebe Leserinnen und Leser,

seit 2021 nutzt unsere Gemeinde die Fördermittel aus dem „Pakt für Pflege“, um den Menschen zu helfen, aktiv und selbstbestimmt das Alter zu erleben. Dieses Ziel ist in dem Leitbild für Niedergörsdorf fest verankert.

Vielfältige Projekte konnten wir seither auf den Weg bringen. Wir bauten den Mehrgenerationen-Bewegungsparcour in Oehna, richteten die Kümmererstelle in Altes Lager ein, welche vor allem die sonntägliche Suppenküche koordiniert, initiierten den Spaziergang „Von Bank zu Bank“, entwickelten den „Weg der Erinnerung“ und erwarben Outdoor-Spiele für Senioren. Zu jedem Projekt gehörte das Aufstellen von Bänken bzw. Sitzgruppen. So entstanden in unseren Ortsteilen neue Treffpunkte, die dem Alleinsein entgegenwirken, körperliche Betätigung fördern, Raum für Gespräche bieten.

Das soziale Leben in Niedergörsdorf bekam ab 2009 durch den Umbau der ehemaligen Schulgebäude zum **Fläming Haus** eine große Bereicherung. 32 barrierefreie Wohnungen, die **Fläming Perle**, entstanden für Menschen, die gern in Gemeinschaft leben möchten. Sie fanden hier ein neues, betreutes Zuhause, mit einem zunächst

unvertrauten Umfeld, anderen Regeln und Normen. In diesen Umbruchsituationen kann die eigene Biografie als fester Anker dienen, Orientierung und Struktur bieten. Hier setzten wir mit unserem Projekt an und ermutigten die Bewohnerinnen, ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Angeregt durch den Besuch bei der Potsdamer Kubinale 2024 entwickelte Theaterpädagogin Kathrin Thiele das Projekt **„Schätze des Lebens – gelebtes Leben erfahren“**. Es gelang uns, ein breites Spektrum an Erzählerinnen und Erzählern zu gewinnen, von der Bäuerin bis zur Lehrerin, von Altingesessenen bis zum Aussiedler aus Kasachstan.

Von November 2024 bis März 2025 wurden sie von Kathrin Thiele interviewt, erzählten eindrücklich von ihren Erlebnissen, Erfahrungen, von ihrem gelebten Leben. Dazu gehörte auch das Zeigen des „Schatzes“, welcher eine besondere Bedeutung darstellt, sei es die goldene Uhr vom Vater oder die Familienbibel. Jana Schütze fotografierte „Schatz“ und Begegnung, für das Layout dieser Broschüre zeichnet Hannah Röbisch verantwortlich. Ich bedanke mich bei allen Projektteil-

nehmenden sowie beim Team von Kathrin Thiele für die engagierte Umsetzung!

Freuen Sie, liebe Leserinnen und Leser sich nun auf das Kennenlernen der vielfältigen und sehr persönlichen Erzählungen. Gleichzeitig ermutige ich Sie, lebensgeschichtliches Erzählen weiterzuführen, damit Erinnerungen nicht verloren gehen, Gegenwart und Zukunft bewältigt werden und nicht zuletzt kann dies ein wertvoller Beitrag für ein besseres Miteinander sein.



Hauptamtsleiterin

Vom Erinnern und Erzählen

Schon meine Großmutter musste mir immer wieder die Lebensgeschichten von ihren Mitmenschen aus dem kleinen thüringischen Dorf erzählen. Als Kind der deutschen Teilung interessierten mich besonders die Geschichten der Menschen, die sich entschieden, nach dem zweiten Weltkrieg, außerhalb Deutschlands zu leben. Als Theater-schaffende habe ich das Hören und Erzählen von Geschichten zu meinem Beruf gemacht. Meine langjährige Arbeit hier in der Gemeinde Niedergörsdorf als Theaterpädagogin begann 2010 mit der Fortbildung „Märchen erzählen – gestalten – spielen“ für das Team des Familienzentrums in Altes Lager. Kurz darauf entstand eine intensive Zusammenarbeit mit der KiTa „Lalido“ in Langenlipsdorf zu den gleichen inhaltlichen Schwerpunkten. Beide Teams durfte ich über mehrere Jahre im Bereich der Sprachförderung und der emotionalen Entwicklung der Kinder begleiten. Auch als Puppenspielerin und Märchenerzählerin gastierte ich mit verschiedenen Märchen und Geschichten. Seit 2011 leite ich das jährliche Theaterprojekt für die vierten Klassen der Grundschule „Thomas Müntzer“, bei dem die Kinder unter meiner Regie auf der großen Bühne des Kulturzentrums DAS HAUS in

Altes Lager auftreten. Ihr wunderbares Können konnte man in Theaterstücken, wie z.B. „Faust für Kinder“ frei nach Goethe, „Ein Sommernachtstraum“ frei nach Shakespeare, „Schneewittchen“ frei nach den Gebrüdern Grimm oder im Jahr 2024 bei der Eigenproduktion „Eine Reise ins Wir“ bewundern. Seit drei Jahren finden im Sommer auch die generationsübergreifenden KINDERSPIELE im HAUS statt. Kinder aus den verschiedenen Horten und Senior*innen aus der Gemeinde Niedergörsdorf kommen zusammen. Die älteren Menschen erinnern sich, die jungen hören zu und gemeinsam werden Geschichten erzählt und wird Theater gespielt, zum Beispiel in den Stücken „Maskottchen erzählen“ und „Geschichten der Dinge“. Mit dem Projekt „Schätze des Lebens – Geschichten des gelebten Lebens erfahren“ schließt sich für mich ein Kreis. Endlich konnte ich meinem Interesse an den persönlichen Geschichten, die das Leben der Menschen schreibt, auch beruflich nachgehen. Ich bin Menschen begegnet, die mir sehr viel Vertrauen und Offenheit entgegengebracht haben. Wir führten lange Gespräche, die mich sehr berührten. Fast alle Interviewten sind Kriegskinder und erzählen von den Leerstellen, die ihre Väter, Großväter,

Onkel und Cousins in ihrem Leben hinterließen. Fast alle Menschen, mit denen ich sprach, sind Flüchtlingskinder oder wurden durch ein nahes Familienmitglied mit dem Thema Flucht konfrontiert und mussten lernen, mit diesen Erfahrungen ihren Alltag zu meistern. Alle Interviewten sind Kinder der deutschen Teilung, fast alle verbrachten ihr ganzes Arbeits- und Privatleben in der DDR. Als erwachsene Menschen erlebten sie die friedliche Revolution und das Hineinwachsen in ein vereintes Deutschland. Auch von den schönen und schwierigen Freiheiten und Herausforderungen dieser Zeit erzählen die zehn Interviews.

Ich möchte mich herzlich bei Elsa Richter, Waldemar Fischer, Waltraud Moews, Hannelore Rose, Brigitte Pfeiffer, Erika Scheibe, Marlis Klocke, Günter Thiel und Peter Sturm für ihre Gesprächsbereitschaft, das Vertrauen und das Erinnern bedanken.

Karin Kuhl



Bochow
Krs. Jüterbog



Brigitte Pfeiffer

geboren 1936 in Bochow



Zum Nachhören

Können Sie sich noch an Ihren Konfirmationsspruch erinnern?

„Fürchte Dich nicht. Ich erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen.“

Welche Bedeutung hat er für Ihr Leben?

Da war die Hänselei, oft in der Schule. Ich habe vielleicht mehr Antworten gewusst dem Lehrer gegenüber, als manch Andere. Spontaner vielleicht, ich brauchte nicht lange überlegen.

Dann wurden Sie wegen Ihrer Klugheit gehänselt?

Na ja, so ein bisschen. Klugheit, ach, so ich will das gar nicht sagen. Ich brauchte eben nicht lange zum Lernen. Ja, und dann sollte ich eigentlich zur Oberschule nach Jüterbog gehen.

Aber, wie sollte man da hinkommen? Das habe ich dann nicht gemacht. Ja, und dann sucht man einen Beruf und das ist nicht mal so einfach. Schneiderin war mal mein Traumberuf. Doch da habe ich keine Lehrstelle gekriegt. Ich blieb ein Jahr und ein halbes zu Hause, half den Großbauern. Dann fing ich in einer Papierfabrik in Jüterbog an zu arbeiten und fuhr jeden Tag mit dem Fahrrad. Da war ich ungefähr sechs Jahre lang. Am 1. Januar 1958 habe ich dann in Bochow im Gemeindebüro

angefangen zu arbeiten, ohne Ausbildung, ja. Im Gemeindebüro musste man ja vielseitig sein. Alle Abteilungen des Rates des Kreises musste man bedienen können: mit Antworten, mit Berichten, einfach allen helfen. Nach 21 Jahren wurde dann die zentrale Buchungsstation eingeführt und dann sollte ich nur noch sechs Stunden am Tag arbeiten. Ich sage: „Jetzt, wo die Kinder aus dem Haus sind, wollte ich voll berufstätig sein.“ Und dann bin ich in die Milchviehanlage der LPG gegangen und habe dort meinen Facharbeiter für Rinderzucht gemacht. In der Zeit, wo ich in der LPG war, war die Stelle des Bürgermeisters von Bochow wechselhaft besetzt. Ich weiß nicht, wie viele Bürgermeister ich gehabt habe. Die wurden immer alle vom Rat des Kreises Jüterbog eingesetzt. Dann gab es die ehrenamtlichen Bürgermeister, die von Jüterbog eingesetzt wurden, die hatten ja alle ihren Beruf. Da haben sie zu mir aus der Gemeinde gesagt: „Warum machst du das denn nicht?“ Ich sagte: „Seid ihr verrückt? Ich mach das nicht.“ Dann war es doch soweit. Ich habe gesagt: „Ich mach das nur, wenn die Menschen in Bochow mich wollen, dann mache ich das.“ Also eine persönliche Zustimmung und die hatte ich dann.

Birgitte Pfeiffer und Kathrin Thiele



Wie wurde die Zustimmung zur Bürgermeisterwahl eingeholt?

Erst mal eine Einwohnerversammlung und dann durch die Wahl der Gemeindevorteiler. Das waren ja 17 Abgeordnete und 4 Nachfolgekandidaten, wenn einer ausfällt.

Und dann bin ich am 1. Oktober 1983 Bürgermeister geworden. Das war ich dann bis zur Rente. Also eigentlich bis zur Wende, mein ganzes Arbeitsleben kann man sagen. Mit 58 Jahren bin ich in den Ruhestand gegangen, damals in den Vorruhestand.

Bis April 1958 habe ich noch Lebensmittelkarten ausgegeben. Kinder bis neun Jahre haben 900 Gramm Fleisch im Monat gekriegt und wer zwei kleine Kinder hatte, die noch kein Fleisch essen konnten, hatte es am besten. Die konnten am Samstag eine Bockwurst essen. Das war ein Festessen damals. Ja. Das ist schon wieder alles so selbstverständlich.

Wie war die Versorgung in den 50ern in der DDR?

Im Dorf gab es einen Konsum. Die Versorgung war bei uns eigentlich sehr gut. Man hat mit Lebensmittelkarten bezahlt. Die wurden dann abgeschnitten und einmal im Monat mussten die ganzen Dinger, die Lebensmittelkarten,

geklebt werden und gingen dann zum Rat des Kreises „Handel und Versorgung“. Die Bauern hatten ja auch alle einen Soll. Das musste ich auch immer noch ausrechnen.

Gab es dann Schwierigkeiten, wenn das Soll zu hoch war für die Bauern?

Ja. Also bei uns, wir waren eigentlich ein Großbauerndorf. Einige Großbauern mit über 50 Hektar sind nach dem Westen gegangen, bei Nacht und Nebel. Die haben Bange gehabt, weil sie ihr Soll nicht schafften. Es wurden Kontrollen gemacht, da kamen sie vom Rat des Kreises und von Potsdam sogar. Alles mussten die Großbauern abgeben vom Getreidespeicher: Weizen, Hafer, außer Schweine oder Milch. Die Ablieferungsscheine kamen ins Gemeindebüro und dann haben wir alles notieren müssen. Die Bauern, die in den Westen gegangen sind, sind entschädigt worden. Die konnten sich alles neu anschaffen. Mein Mann war, ich glaube, sein ganzes Leben damit nicht fertig geworden. Die mussten von zu Hause weg und haben nichts gekriegt. Im Westen sind die Flüchtlinge entschädigt worden. Aber bei uns in der DDR gab es keine Flüchtlinge. Das Wort Flüchtling gab es nicht. Naja, und unsere Großbauern, ja, die konnten sich alle im Westen wieder ein

„Sorge Dich nicht, es wird alles gut!“

Brigitte Mutter

Haus leisten. Oh, da war mein Mann immer böse.

Die anderen Bauern, die Großbauern, die dann noch geblieben sind, die sind dann Genossenschaftsmitglied geworden. Aber wir hatten praktisch damals, vielleicht 700 Hektar Ackerland ohne Arbeitskraft. Die Ackerflächen waren ja da. Dann wurde eine ÖLPG gegründet – Örtlich Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft – nannte sich das. Daraus ist dann die LPG entstanden. Die erste LPG im Altkreis Jüterbog und die hieß „Deutsch Sowjetische Freundschaft.“

Was waren denn für Sie ganz besondere Momente als Bürgermeisterin?

Na ja, die Menschen. Ich war immer bemüht, bessere Lebensverhältnisse hier im Dorf zu schaffen. Ich habe meine Fühler ausgestreckt, was macht denn der oder der in anderen Gebieten. Manchmal dachte ich: „Ach, das können wir auch machen.“ Zum Beispiel die Abwasserleitung. Das war mein größtes Projekt. Die Tochter wohnte bei Beelitz und war dort Krippenleiter und vor der Krippe haben sie gebuddelt. Ich sagte zu den Leuten: „Was macht ihr denn hier?“, „Na, wir legen Abwasserleitungen“, „Oh!“ habe ich gedacht: „Abwasserleitung, das wäre bei uns auch gut“.

Haben Sie ein Lebensmotto oder woher schöpfen Sie Ihre Kraft?

Ich wollte immer etwas erreichen, wollte immer etwas abrechnen jedes Jahr, was das Dorf schöner macht. Die Friedhofsmauer zum Beispiel. Mir hat einmal ein alter Herr gesagt: „Denke daran, der Friedhof sagt aus, wie gut die Gemeinde ist.“ Und wenn man von Jüterbog kam, sah man als erstes den Friedhof. Die Friedhofsmauer war schon lange kaputt und es gab kein Wasser auf dem Friedhof. Da war das Erste, die Friedhofsmauer reparieren. Alles so etwas, so kleine Sachen, die Erleichterung brachten.



Elfriede Jäger

geboren 1937 in Herzberg / Sachsen Anhalt
ab 1968 in Zellendorf gelebt



Zum Nachhören

Frau Jäger, wie sind Sie zu Ihrem Namen gekommen?

Ja, weil mein Vater Alfred heißt und meine Mutter Frieda. Das haben sie zusammengezogen und dadurch ist mein Name entstanden.

Wie würden Sie Ihre Kindheit beschreiben?

Na ja, wie soll ich das sagen, wir hatten Schmiede und Landwirtschaft. Da waren die Eltern vollkommen eingespannt und so hat uns Oma aufgezogen. Also Oma war unsere Bezugsperson. Mutti war eben immer an Vaters Seite, ist in der Landwirtschaft und in der Schmiede ihm zur Hand gegangen. Die erste Zeit in den Kriegsjahren kamen noch immer diese Wanderburschen und haben nach Arbeit gefragt, ob in der Landwirtschaft oder in der Schmiede. Dadurch war mein Vater ein bisschen entlastet. In den Kriegsjahren wurden die meisten Männer eingezogen. Vater war ja zu Hause geblieben, weil er Hufschmied war. Das war das Glück. Am 25. April 1945 kamen die Russen. Das war an einem Sonntag, wir saßen alle am Kaffeetisch. Wir hatten keine Schule, Opa guckte aus dem Fenster und sagte: „Die Russen sind da.“ Ich bin dann aufgesprungen, habe aus dem Fenster geguckt und dachte: „Die sehen ja aus wie wir, die tun

uns nichts.“ Vater und Opa sind rausgegangen. Wir mussten dann oben hoch in die kleine Stube. Uns haben sie nicht aus dem Haus getrieben, weil Opa und Vater die Schmiede hatten. Sie mussten die russischen Pferde beschlagen.

Ja, und da lernten wir erstmals das Kommissbrot kennen. Die Russen hatten uns ja alles genommen. Die Räucherammer, alles ausgeräumt. Dann kam Vater mit Kommissbrot. Aber was die Russen nicht mitgenommen hatten, diese kleinen Brühwürfel, die es heute noch gibt. Oma hat immer Brotsuppe für uns gemacht. Das hat geschmeckt, vor Hunger haben wir alles gegessen. Drei Tage waren die Soldaten da, die wollten dann ab nach Berlin. Dann kamen die Plünderer. Die haben gedacht, wir haben Essen versteckt. Wir hatten doch nichts mehr. Kurz darauf kam ein ganz großer Offizierswagen und dann waren die Plünderer weg. Die kamen dann in Gefangenschaft nach Sibirien. Wenn es hieß Sibirien, dann hatten sie mächtige Angst.

Wissen Sie noch, worüber sich am Esstisch unterhalten wurde?

Also am Tisch war Ruhe. Wir durften ja nichts sagen. Die Eltern oder die Großeltern haben sich mal unterhalten, aber sonst war Ruhe.

Elfriede Jäger und Kathrin Thiele



Erinnern Sie sich noch, worüber die Erwachsenen sich unterhielten?

Ich habe bloß mal gehört, wie ein russischer Offizier gesagt hat: „Bist du ein Mensch, so hilf dir selbst!“ Also nicht von wegen auf Andere schauen, dass die helfen. Nein, ihr müsst euch selber helfen. Aber es ist hart gewesen. Der Vater hat manchmal gesagt: „Komm, wir gehen runter, wir lassen uns alle erschießen.“ Es war manchmal unerträglich. Wir hatten solche Angst. Wir haben das selber als Kind mitgemacht, die ganzen Bombardierungen. Ich war erst in der ersten Klasse und habe geheult. Ich traute mich nicht über die Straße. Dann haben uns die großen Jungs genommen und uns über die Straße geführt, so dass wir nach Hause gehen konnten.

Was hat Ihnen damals als Kind Kraft gegeben?

Vater und Mutter waren sehr christlich. Wir waren viel zusammen, haben gebetet und sind zur Kirche gegangen. Da wurde man ein bisschen aufgemuntert.

Hat die Religion in Ihrem Leben weiterhin eine Rolle gespielt?

Ja, das macht sie heute noch. Bloß wir haben keine Gelegenheit mehr, in die Kirche zu gehen. Die Kirche steht im Dorf, bloß man muss immer wieder wo-

anders hinfahren. Da habe ich im Alter von 80 Jahren gesagt: „Schluss, ich fahre nirgends mehr wohin. Das ist zu umständlich. Wir haben die Kirche im Dorf, dann sollen wir hier die Kirche machen.“ Einmal war der Pfarrer im Fläming Haus und hat hier Kirche gemacht. Das war so schön.

Gibt es einen Gegenstand, der Sie Ihr ganzes Leben lang begleitet?

Die Vase, die da steht. Die hat mein ältester Sohn von seinem Lehrlingsgeld in Potsdam gekauft. Das ist eine handbemalte Vase und die lasse ich mir von keinem nehmen. Das ist ein Erinnerungsstück, das halte ich fest. Ich hatte Geburtstag, da hat mein Sohn mir geschrieben: „Mutti, kommst du nach Potsdam und besuchst mich?“ Ich mache mich frei. Dann bin ich in Potsdam und er sagt: „Mutti, was willst du denn?“ „Sag, Junge, was will ich denn?“ Ich drehe mich so um und sage: „Oh, die Vase sieht aber schön aus.“ Da ist er in den Laden und hat die Vase gekauft von seinem bisschen Lehrlingsgeld.

**„Es geht alles vorüber, es geht alles
vorbei, nach dem Monat Dezember
folgt wieder ein Mai. Es geht alles
vorüber, es geht alles vorbei, und
zwei, die sich lieben, die bleiben
sich treu.“**

Lieblingslied der Mutter



Elsa Richter

geboren 1932 in Bleischwitz
(heute Blizczyce) / Oberschlesien



Zum Nachhören

Liebe Frau Richter, ihr Vorname ist Elzbieta.

Nein, mein richtiger Vorname ist Elisabeth. Aber wir wurden am 26. November 1944 in die Tschechei evakuiert. Wir wohnten damals in Würben. Mein Vater war im Krieg. Wir waren zu fünft auf dem Pferdewagen. Das Nötigste bloß mit. Dann war dort noch eine Familie. Der Vater war auch im Krieg, da waren vier Kinder. In Brno wurden wir auf die Dörfer aufgeteilt. Wir waren bei einem kinderlosen Ehepaar. Die Stube für uns war nicht größer wie hier mein Wohnzimmer: Ein Bett, ein Schrank, ein Tisch, ein Stuhl und das war dann alles, ja. Als der Krieg zu Ende war, sind wir wieder mit dem Pferdewagen zurück. Wir hätten dableiben können, aber meine Mutti sagte: „Nein, nein, wir müssen nach Hause. Papa kommt nach Hause und wir sind nicht da.“ Dann, als wir zurückgekommen sind, war alles vernichtet. Alles kaputt. Federbetten zerschlagen. Einmal im Jahr wurde ein Schwein geschlachtet und Mutti hat auch viel eingeweckt: Fleisch, Obst und alles. Das hatten wir auf dem Flur in einem großen Schrank stehen. Wenn sie die Gläser rausgenommen hätten und das Obst gegessen, nein, den ganzen Schrank umgekippt und alles kaputt. Mein Vater war ja schon tot. Der ist am

26. April nach schweren Verletzungen im Lazarett in Hirschberg gestorben. Das war 1944.

Ihre Mutter hat es später erfahren?

Nein, Mutti hat das nicht mehr erfahren. Mutti ist ja am 18. September 1945 verstorben. Dann stand ich als Älteste da. Der Bruder nach mir ist bei Nacht und Nebel mit einer älteren Dame abgehauen und ist dann im Westen gelandet. Na ja, dann ich, meine Schwester und ein Bruder noch, sie haben uns einen polnischen Namen gegeben und die Staatsangehörigkeit auch noch dazu. Mein polnischer Namen war dann Elzbieta Januszevska. Polnisch lesen und schreiben, das habe ich mir selber aus einem Bilderbuch beigebracht. Bei mir war das Glück, da war eine ältere deutsche Dame. Sie hatte immer diese Hefte und so was alles, die ich auch lesen konnte. Mit ihr konnte ich mich auch unterhalten. Sonst hätte ich vielleicht auch die deutsche Sprache verlernt, wie mein jüngerer Bruder. Er wurde von einem kinderlosen Ehepaar adoptiert und bekam auch einen anderen Namen, also Bach. Er hieß Helmut, da haben sie Siegmund draus gemacht.

„Ich fühle mich überall wohl.“

Elsa Richter

Elsa Richter und Kathrin Thiele



Hat Ihre Familie Sie gesucht?

Meine Tante, von meiner Mutter eine Schwester, die hat uns gesucht, ja, aber sie konnte uns nicht finden, weil wir einen anderen Namen hatten. Doch später dann in den 70ern, hat mich meine Tante gefunden und dann bin ich zu ihr nach Kleinmachnow. Erst habe ich bei der Tante gewohnt, aber da war ich nicht lange. In Kleinmachnow war doch die Parteischule. Dort habe ich gewohnt und in der Küche gearbeitet. Eine Köchin hat mich dann mit ihrem Schwager verkuppelt. Ich habe ganz spät geheiratet. Das war 1984, also 1982 haben wir uns kennengelernt. Dann bin ich von Kleinmachnow nach Niedergörsdorf zu meinem Mann gezogen.

Sie haben immer wieder Ihren Wohnort gewechselt. Manchmal mussten Sie gehen und oft haben Sie sich auf den Weg gemacht. Was hat Sie von einem Ort zum anderen getrieben?

Was soll ich jetzt sagen, Wandervogel. Ja! Wandervogel. Mein Vater, haben sie immer gesagt, war auch ein Wandervogel.

Sie haben ein sehr bewegtes Leben und einiges erlebt. Woher nehmen Sie Ihre Kraft?

Ich gebe mir Mühe! Es muss! Es muss! Es muss! Es gibt Tage, da denke ich: „Musst du heute aufstehen? Doch, du musst! Raus aus dem Bett!“



Erika Scheibe

geboren 1945 in Niedergörsdorf



Zum Nachhören

Liebe Frau Scheibe, wie würden Sie Ihre Kindheit beschreiben?

Ich würde sagen mit Höhen und Tiefen. 1949 kam mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft. Meine Mutti hat bei einem Bauern in Niedergörsdorf bei Familie Barta gearbeitet. Wir waren vier Kinder, hatten in unserem Leben Begegnungen, die uns gut taten, aber auch Begegnungen, die weniger gut waren, zum Beispiel als Flüchtlinge aus Polen abgestempelt zu werden.

Woher kamen Ihre Eltern aus Polen?

Aus Janow, dort haben sie gelebt. Dort hatten sie auch ein kleines Häuschen. Ja, also mein Vater war im Krieg und meine Mutter musste im Januar 1945 den Ort verlassen.

Mit wie vielen Kindern?

Mit drei Kindern und mit mir war sie schwanger. Sie ist nach Niedergörsdorf gekommen und ich bin dann hier in Niedergörsdorf geboren. Ich sage mal so, ich erinnere mich gern an meine Kindheit. Ich hatte viele Leute, zu denen ich einen guten Kontakt hatte, die mich auch gefördert haben. In der Schule bin ich gut zurechtgekommen.

Gibt es ein schönes Erlebnis aus Ihrer frühen Kindheit?

Wir wohnten in Niedergörsdorf am Bahnhof. Dort ist eine große Mühle. Ja und da lebte die Familie Heinrich. Sie hatten zwei Kinder, ein Mädchen und einen Jungen. Joachim Heinrich war, ich glaube, vier Jahre älter als ich. Achim hatte ein Fahrrad bekommen. Alle haben das Fahrrad bewundert und wir waren natürlich alle neidisch. Der Achim war so ein Gutherziger, der hat dann gesagt: „Stellt euch alle an! Ihr dürft mein Fahrrad schieben.“ Da standen wir alle, das war eine richtig lange Schlange. Dann durften wir mit dem Fahrrad eine Runde schieben und haben es ganz diszipliniert dem Nächsten übergeben.

Sie sagten, weil Ihre Eltern aus Polen kamen war das manchmal schwierig. Können Sie das noch einmal genauer beschreiben?

Na ja, erst einmal, dass sie gebrochen Deutsch sprachen. Dann, dass sie nicht lesen und schreiben konnten. Meine Geschwister sprachen auch gebrochen Deutsch. Sie waren ja schon älter als ich.

Erika Scheibe und Kathrin Thiele



Wie haben sie es dann geschafft als Familie Fuß zu fassen?

Meine Eltern konnten etwas Deutsch, weil ihre Vorfahren Deutsche waren. Aber in Polen wurde überwiegend Polnisch gesprochen. Allerdings gab es noch eine Familie am Bahnhof, sie waren kinderlos. Das waren Frau und Herr Walter, die haben sich um meine Mutti und um uns gekümmert. Da war ich oft als kleines Kind, wenn meine Mutti bei der Familie Barta gearbeitet hat. Am Abend saß ich dann bei Herrn und Frau Walter am Fenster und sagte: „Es nachtet schon und Mutti ist noch nicht da.“ Das hat sie mir so oft erzählt. Dann hatten wir, kann ich mich erinnern, Hühner, Enten, Schafe, Ziegen, Schweine. Wir mussten da natürlich mit ran und ich musste zum Beispiel Ziegen hüten. Da wurde ich natürlich auch in der Schule ausgelacht und dann hieß es Zickenkröger. Das war das nächste.

Obwohl es eine ländliche Gegend war, wurde Ziegenhüten belächelt. Warum?

Das kam wahrscheinlich von den Eltern. „Die Pollacken“, so wurde auch gesagt. Ich habe dann in der Schule erzählt, wie schön das ist, wenn ich Ziegen hüten gehe. Da mache ich Schularbeiten. Habe ich auch wirklich gemacht. Es dauerte

nicht lange, dann kamen Helga und Ilse zum Ziegenhüten mit und machten dort auch ihre Schularbeiten. Helgas Mutti war auch eine sehr soziale Frau. Also, sie hatte für uns immer ein gutes Wort übrig. Sie hat es auch unterstützt, dass Helga und ich miteinander spielen durften.

Konnten Sie den Beruf erlernen, den Sie gerne erlernen wollten?

Ja, konnte ich. Ich bin Grundschullehrerin geworden.

Woher kam die Initialzündung, Lehrerin werden zu wollen?

Da könnte ich fast weinen, da ist mein Papa schuld. Er hat immer gesagt: „Du singst und du tanzt so gerne. Du kannst eigentlich Lehrerin werden!“ Später hat er immer gesagt: „Du musst Lehrerin werden!“ Eigentlich hat er mich in diese Richtung geschoben und dann habe ich das so verinnerlicht. Dann sind drei aus meiner Klasse: Rosi, Gitti und ich nach der mittleren Reife 1962 zum Studium nach Weissenfels gegangen. Mein Papa hat mich immer mit dem Fahrrad zum Bahnhof nach Niedergörsdorf gebracht. Wenn es keiner gesehen hat, dann hat er mich oft gedrückt.

„Es nachtet schon und Mutti ist noch nicht da.“

Erika Scheibe

Was sind Ihre Erinnerungen aus Ihrem Berufsleben während der DDR-Zeit, sowohl die schwierigen, als auch die schönen?

Irgendeine wichtige Persönlichkeit ist gestorben, ich weiß nicht mehr, wer das war. Da mussten die Schüler in einer großen Halle Wache halten. Die beiden haben Blödsinn gemacht, herumgezappelt und das waren meine Schüler. Das wurde dann im pädagogischen Rat ausgewertet. So, da wurde über eine Strafe nachgedacht. Der Junge war der Ältere, er müsste bestraft werden. Das Mädchen die Jüngere, sie war die Tochter des LPG-Vorsitzenden, sie eben nicht. Da habe ich so viel Mut zusammen genommen und habe gesagt: „Damit bin ich nicht einverstanden. Beide bestrafen oder keinen!“ Dann haben sie mir das noch einmal begründet, er ist der Ältere, er müsste. Ich sagte: „Er ist ein paar Mal sitzen geblieben, das hat auch seine Ursache. Sie ist die Intelligente. Sie hätte es auch wissen müssen.“ Beide haben dann keine Strafe bekommen. Ich fand das gerecht.



ROR Günter Ohl
• zum 40-jährigen Dienstjubiläum •
vom Reichsbahnamt Potsdam

Günter Thiel

1934 geboren in Niedergörsdorf



Zum Nachhören

Lieber Herr Thiel, wie würden Sie Ihre Kindheit beschreiben?

Also, unsere Familie, das war eine intakte Familie. Wir waren alle sehr familiär. Wir lebten in bescheidenen Verhältnissen, muss ich mal echt so sagen. Wir hatten es teilweise gar nicht so leicht, weil ich von Geburt an einen Klumpfuß hatte. Dadurch bin ich von Kindheit an, insbesondere von meiner Mutter, sehr gepflegt worden. Ich bin auch sehr oft nach Potsdam Babelsberg ins Oberlinhaus ins Krankenhaus gegangen. Dort wurde ich immer behandelt. Nach und nach habe ich diese Krankheit überwunden. Ich bin ein sehr reger und sportlicher Typ. Insofern habe ich diese Krankheit verinnerlicht und gesagt: „Jetzt erst recht!“

Das heißt, dass Ihre Eltern Sie voll und ganz unterstützt haben.

Das habe ich im Nachhinein erst erfahren. Meine Mutter hat immer Herzkrämpfe bekommen. Aber etwas, was ich später noch erfahren habe, das war 1935. In dieser Zeit gab es im Nationalsozialismus, sagen wir mal so, wer krank war, der war also nicht so leistungsfähig. Man hat tatsächlich meiner Mutter mal den Antrag gestellt, ob sie nicht ihren Sohn loswerden möchte. 1947 hatte ich eine Operation, bei der

der Klumpfuß so gerichtet wurde, dass er äußerlich nicht mehr so negativ auffiel. Ich kann dazu sagen, diese Krankheit hat mich irgendwie nicht deprimiert. Im Gegenteil. Ich war sportlich, mit einer der Besten.

Was war Ihre Lieblingssportart?

Fußball. Ich habe auch ein bisschen Leichtathletik gemacht. Ja, da muss man auch flitzen können.

Jetzt mache ich einen großen Sprung und gehe in die Zeit nach der friedlichen Revolution. Wie war diese Zeit für Sie und was haben Sie gemacht?

Also, das ist so. 1990 war ich noch Direktor an der Berufsschule und dann wurde überall sortiert. Ich habe die Vertrauensfrage im Kollegium gestellt. 95 bis 98 Prozent der Belegschaft sagten: „Nein, der Günter bleibt unser Direktor.“ Dann kam der Umbruch. Das heißt also, wir hatten ein betriebliches, berufliches Bildungssystem und dann kam das duale Bildungssystem. Das heißt also, die Berufsschule macht das Land. Die Betriebe machen die praktische Ausbildung. Unsere Schule wurde dann aufgelöst. Ich wurde aber als Lehrer in Berlin weiterbeschäftigt. Dort habe ich dann beispielsweise die Erwachsenenbildung

gemacht und hatte auch Kontakt zu der neuen Führung im Eisenbahnwesen. Bis Ende 1992 gab es die Möglichkeit in den Vorruhestand zu gehen. Ich hätte die Chance gehabt, weiter Lehrer in der Erwachsenenbildung zu bleiben in der Reichsbahndirektion Berlin. Oder ich gehe in den Vorruhestand. Im Dezember 1992 bin ich würdig nach 43 Dienstjahren bei der Eisenbahn verabschiedet worden. Dann bin ich in den Vorruhestand gegangen. 1990 kam bei mir schon die Wende zur Kommunalpolitik. Das heißt also, 1990 wurde ich damals als PDS-Mitglied in den Kreistag in Jüterbog gewählt als finanzpolitischer Sprecher. Ich bin auch in die Gemeindevertretung in Malterhausen gewählt worden. Obwohl ich linke Positionen hatte, nie hat irgendwer, doch einer, etwas dagegen gesagt. Darauf komme ich gleich zu sprechen. Dann ging es kommunalpolitisch bei mir ziemlich bergauf.

Was haben Sie gemacht?

1993 gab es wieder Kreistagswahl, weil die Kreisreform war. Ich bin wieder in den Kreistag gewählt worden und bin Bürgermeister von Malterhausen geworden. Es kam einer und hat gesagt: „Das kann doch wohl nicht wahr sein, Herr Thiel war in der Stasi und so wei-

ter.“ Da hatte ich schon eine Anfeindung. Daraufhin gab es einen Artikel in der Zeitung, wo beispielsweise verschiedene Leute gesagt haben: „Also, lasst mal die Kirche im Dorf.“ Kurze Zeit später habe ich einen Brief gekriegt, in dem mitgeteilt worden ist, dass ich keine Stasi-Zugehörigkeit hatte. Das habe ich dann dem Herrn aus Malterhausen unter die Nase gehalten und dann war Ruhe.

Was waren die schönsten Momente als Bürgermeister in Malterhausen?

Wenn man heute mal die Leute fragt, wie war denn der Günter als Bürgermeister, dann werden sie sicherlich nichts Schlechtes sagen. Was in zehn Jahren meiner Bürgermeistertätigkeit, dann Ortsvorsteher, in Malterhausen gemacht wurde, sucht seinesgleichen. Ich habe sehr viel für die Infrastruktur gemacht. Das heißt also, als erstes ist ein Radweg von Lindow nach Malterhausen geschaffen worden. Da waren wir noch mit Lindow zusammen. Ich hatte natürlich in der Gemeindevertretung und im Kreis meine Unterstützer. Natürlich, ohne diese Mitstreiter wäre das alles nicht machbar gewesen. Fangen wir an: Erneuerung des Feuerwehrgerätehauses, Denkmalsanierung, die ganze Straße wurde neu gebaut. Wir sind an das Abwassernetz angeschlossen worden.

Günter Thiel und Kathrin Thiele



„Das Alte war nicht mehr und das Neue musste sich erst finden.“

Günter Thiel

Damals bin ich mit meiner Frau, sie hatte noch mit Mitte 50 ihren Führerschein gemacht, nach Zossen gefahren, um die Straße durchzuboxen. Das war ja nicht so einfach. Ich habe immer gesagt: „Wenn die Straße gebaut wird, dann machen wir auch Abwasser und Trinkwasserleitung, Gasanschluss und verlegen neue Elektroleitungen, Straßenbeleuchtung und Gehwege, eben alles“. Das war ein Hin und Her. Das haben wir durchgestanden.

Zum Ende meiner kommunalpolitischen Tätigkeit (2003) war für mich die 775-Jahrfeier im Jahr 2000 ein wahrer Höhepunkt und ein unvergessliches Fest für die Bürger in Malterhausen.

Dann hatten Sie eine Vision für den Ort Malterhausen.

Ja, genau und dieser Vision sind wir nachgegangen und ganz praktisch. Es ist viel geschaffen worden. Das wissen die Leute auch heute noch.

Was würden Sie heute der jungen Generation mitgeben?

In erster Linie, dass sie Kindheit und Schulzeit nutzen, das Gebotene auch annehmen und dabei kritisch sind, aber nicht nörgeln und meckern, sich gegen Tendenzen wehren, die das Zusammenleben gefährden.



Hannelore Rose

geboren 1953 in Altes Lager



Zum Nachhören

Liebe Frau Rose, wie würden Sie Ihre Kindheit beschreiben?

Also, die war zum Teil sehr schön, war aber zum großen Teil auch sehr anstrengend.

Ich bin in einem Elternhaus groß geworden, das relativ arm war. Meine Eltern sind als Flüchtlinge in diese Gegend gekommen, heute Teltow Fläming. Meine Mutter kam aus Schlesien. Das war in der Nähe von Bunzlau, sie hatten dort Haus und Hof. Dann mussten meine Großeltern Haus und Hof verlassen. Einmal, zweimal, sie konnten immer wieder zurück. Auch beim dritten Mal dachten meine Eltern und Großeltern, sie kommen wieder zurück. Sie sind aber nicht mehr zurückgekommen.

Sie sagten, es gab auch schöne Erlebnisse in Ihrer Kindheit, welche waren das?

Ja, die gab es auf jeden Fall. Ich bin ab der neunten Klasse zur EOS, Erweiterte Oberschule nannte sich das, in Jüterbog gegangen. Das war das jetzige Gymnasium in Jüterbog. Ich konnte mit den Stadtmädchen nicht so richtig Schritt halten. Die waren sehr schön gekleidet und hatten ein Elternhaus, wo es teilweise wirklich Reichtum gab. Die haben mich manchmal eingeladen. Dann hatten wir in der Klasse noch ein Mädchen,

die Tochter von Fleischermeister Krüger aus Treuenbrietzen. Sie hatte uns zum Geburtstag eingeladen. Da wurde direkt in der Fleischerei, im Verkaufsraum, gefeiert. Da war alles vorhanden, alles. Da gab es Butter, da gab es Brot, da gab es Aufschnitt, da gab es Käse, da gab es alles.

Wir hatten acht Wochen Sommerferien. Man durfte als Schülerin zur DDR-Zeit drei Wochen arbeiten, das war gestattet, aber nicht länger. Ich habe mich immer durchgemogelt und fast die ganzen acht Wochen gearbeitet. Das waren schöne Erlebnisse. Ich habe z.B. in dieser großen Gärtnerei „Grüne Gurke“ in Jüterbog gearbeitet. Die ganze Arbeit war unter extremer Hitze mit viel körperlichem Stress. Das Schöne war, nach dem Dienst konnten wir duschen. Dann hatte ich noch eine ganz schwere Arbeit angenommen, aber die fand ich irgendwie auch ganz toll, und zwar in der Molkerei in Jüterbog. Da bin ich von Altes Lager nach Jüterbog mit meinem Fahrrad gefahren. Die Arbeit ging um 4 Uhr los. Also bin ich um 3 Uhr aufgestanden. Meine Mutter hat mir einen Kakao hingestellt und ein halbes Brötchen. Daran denke ich heute noch. Um 14 Uhr war Schluss und danach bin ich sofort in die Badeanstalt in Jüterbog gegangen. Das war toll. Ich wollte ein-

fach etwas Geld haben, um mir schöne Kleidung zu kaufen. Zum Beispiel eine Feinstrumpfhose, die war sehr teuer, 20 Mark. Die musste ewig halten. Dann habe ich noch in einem riesengroßen Kontor in Fors-Zinna gearbeitet. Das war der sogenannte Spezialhandel. Da wurden die ganzen Magazine für die Russen mit Waren versorgt, die es in der Region gab. Meine Mutter hatte dort gearbeitet. Das waren zwei riesengroße Getreidesilos: In der untersten Etage gab es Kühlschränke, Kühltruhen, Kristall etc.. In der oberen Etage waren dann Stoffe, Blusen, Hemden. Ganz oben waren noch Musterstücke, die den russischen Generälen vorbehalten waren. Das wurde alles vorgehalten von der DDR für die russische Besatzungsmacht.

Apropos die Russen, es waren viele in Altes Lager stationiert. Wie war das Verhältnis zu ihnen?

Also, Altes Lager war im Prinzip so ein bisschen geteilt. Im vorderen Bereich war die Garnison mit der Artillerie, der Fliegerschule und dem „Haus der Offiziere“. Letzteres ist heute das Kulturzentrum DAS HAUS. Meine Mutter hatte dort als Reinigungskraft gearbeitet. Dort hatten wir zu den russischen Leuten einen guten Kontakt. Die Siedlung in

Altes Lager, das war dann wieder so ein gesonderter Bereich. Die Menschen dort waren gar nicht mehr so mit den Russen zusammen, weil dort nur Deutsche wohnten. Das war teilweise schwierig. Aber der Bereich, wo ich war, ich bin im Prinzip zwischen den russischen Leuten groß geworden.

Sagen Sie, konnten Sie den Beruf ergreifen, den Sie gerne ausüben wollten?

Nein. Ich wollte Tierärztin werden. Da hat mein Zeugnisdurchschnitt vom Abitur mit 2,1 nicht gereicht. Ich hätte 1,2 oder höchstens 1,3 haben dürfen. Ich bin dann erst einmal nach Berlin in einen großen Betrieb, Kraftwerksanlagenbau, gegangen und habe dort in einer Rechtsabteilung gearbeitet. Dafür hatte ich mich beworben. Auf Abendschulbasis habe ich erst einmal einen Facharbeiter gemacht. Dann bin ich nach Potsdam und habe im damaligen Interhotel an der Rezeption im Schichtbetrieb gearbeitet. Dort habe ich dann den zweiten Facharbeiter gemacht. Ich wollte unbedingt mein Studium Ingenieurökonomie aufnehmen. Der Verkehrsbetrieb in Potsdam hat zu mir gesagt: „Sie können hier ein Fernstudium aufnehmen. Aber sie müssen erst einmal in der Dispatcherzentrale und im Dienst-

planbereich arbeiten. Vorher müssen sie noch die Fahrerlaubnis für die Straßenbahn Tatra und Gotha machen.“ Ich musste Kurs fahren, heißt: ich musste in drei Schichten fahren. Da hat man dann 150 bis 200 Leute hinter sich. Diese Verantwortung zu tragen, das war ganz schwer für mich zu schultern. An der Technischen Hochschule Zwickau habe ich dann mein Diplom als Ingenieur-ökonom brav absolviert. Das habe ich dann über fünf Jahre gemacht, da war dann schon mein jüngster Sohn zur Welt gekommen.

Dann lebten Sie mit einer mehrfachen Belastung: Ihre Arbeit als Straßenbahnfahrerin, Ihr Fernstudium, Ihre junge Mutterschaft und die Versorgung des Haushaltes. Wie war Ihr Eindruck bezüglich der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau in der DDR?

Das fand ich toll. In Westdeutschland herrscht ja viel die Meinung vor, die deutschen Frauen, die in der DDR groß geworden sind, mussten arbeiten. „Die Armen, die mussten arbeiten.“ Da habe ich immer gesagt: „Erstens stimmt das nicht, wir wollten arbeiten. Zweitens hätte das Gehalt von einem Partner gar nicht ausgereicht, um die Kosten, die eine Familie hat, zu stemmen; das wäre

gar nicht gegangen.“ Schon aus dem Selbstbewusstsein heraus, das man mitbekommen hat und mit dem man erzogen wurde, ist man ins Berufsleben gegangen. Also für mich war immer klar und ganz selbstverständlich, dass eine Frau genauso arbeitet wie ein Mann.

Sie haben Ihr Studium absolviert. Wie ging Ihr beruflicher Werdegang nach 1989 weiter?

Ich war weiter im Verkehrsbetrieb in Potsdam beschäftigt. Der Verkehrsleiter, Herr Dunckewitz, sagte zu mir: „Frau Rose, wir brauchen im Landkreis Potsdam jemanden, der im Verkehrsbereich fit ist. Der auch weiß, wie eine Straßenbahn von innen aussieht.“ Das Angebot habe ich dann angenommen. So war ich für den öffentlichen Personennahverkehr im Landkreis Potsdam zuständig. Ich habe dann die damalige Busgesellschaft „Havelbus“ mitgegründet. Mit der Großkreisbildung habe ich gemerkt, es geht mit meiner Arbeit beim Landkreis zu Ende. Von einer Dame aus dem Verkehrsministerium in Potsdam, sie war aus Schleswig-Holstein, bekam ich einen Zettel in die Hand gedrückt. Es wurde eine Referentin im Verkehrsbereich, Infrastrukturministerium gesucht, mit einem Hochschulabschluss und möglichst auch noch Facharbeiter-

Hannelore Rose und Kathrin Thiele



kenntnis. Beides hatte ich ja. Die Stelle habe ich bekommen. Ich war dann Referentin im gehobenen Dienst und wurde ganz schnell verbeamtet. Nach der Wende gab es viele Verordnungsblätter. Dort stand, dass Landeskinder, dieser Name stand richtig im Verordnungsblatt, also Brandenburger Bürgerinnen und Bürger, mit in den Landesdienst auf Ministerialebene gehen und eben nicht nur Leute aus Nordrhein-Westfalen und Westberlin. Wir waren nicht so sehr viele ehemalige DDR-Bürger, 20 bis 30%. 1994 im Sommer ist mein Mann gestorben und am 1. Januar 1995 habe ich im Ministerium angefangen. Ich arbeitete dort 26 Jahre. Es ist auch immer gehört worden, was ich aus DDR-Zeiten mitgebracht hatte. Dies ist dann sachlich erklärt worden. Viele Dinge haben ja bei uns gut funktioniert und jetzt wird manches neu erfunden, was es zu DDR-Zeiten schon gab.

Gibt es einen Gegenstand, der Sie Ihr Leben lang begleitet?

Ja, das ist so ein ganz kleines silbernes Buch, das man aufklappen kann. Da hatte meine Mutter ein bisschen Watte und darin lag dann ein Schmuckstück. Ich weiß aber nicht mehr, was es für ein Schmuckstück war. Das hat sie aus Schlesien mitgebracht. Das Buch konnte

sie retten und sie hat es mir dann irgendwann geschenkt. Irgendwann werde ich es meiner Schwiegertochter übergeben. Sie soll es wohl behüten, weil dieses silberne Büchlein etwas ganz Besonderes für mich ist.

„Mir hat immer geholfen, dass ich viel gelesen habe, und dass ich durch diese Vielzahl von Arbeitsplätzen eben auch zu vielen Menschen Kontakt hatte und meinen allgemeinen Blick dann auch weiten konnte. Dadurch konnte ich immer über den Tellerrand hinausschauen.“

Hannelore Rose



Marlis Klocke

geboren 1941 in Bochow



Zum Nachhören

Frau Klocke wissen Sie, warum Ihre Eltern Ihnen den Namen Marlis gegeben haben?

Oh, das weiß ich nicht. Darüber haben wir nie gesprochen. Mein Mann hatte so einen anderen Namen, wie sonst so üblich. Fridtjof, das ist auch ein ausländischer Name. Schwiegermutter war dort im Urlaub und da hat sie ihren Mann kennengelernt. Dadurch hieß mein Mann Fridtjof.

Gibt es einen Moment in Ihrer Kindheit, der Sie sehr glücklich gemacht hat?

Wir waren immer viele Kinder zusammen und haben den ganzen Tag gespielt. Mit meinen Brüdern konnte ich nicht viel anfangen und der Älteste war ja 10 Jahre älter.

War Ihre Mutter immer zu Hause?

Nein, meine Mutter war immer arbeiten, die war nicht zu Hause. Sie hat beim Bauern gearbeitet und viel gearbeitet, hat kaum Geld gekriegt. So war das doch damals. Ich weiß noch, wie sie mich einmal an die Hand genommen hat und beim Bauern um Geld bettelte. So war das doch früher.

Welchen Beruf haben Sie ergriffen?

Naja, ich wollte eigentlich Köchin werden. Wir haben mit einer Familie gewohnt, deren Tochter, die war in Berlin Köchin. Sie ist immer nach Berlin gefahren. Sie hatte mich eigentlich schon angemeldet. Ich koche gerne oder habe gerne gekocht. Jedenfalls, meine Mutter war nun ganz alleine. Die Jungs waren schon aus dem Haus, meine Brüder. Sie hat mich nicht weggelassen. Ich möchte sagen, sie hat mächtig geheult, weil ich nun auch wegmachen wollte. Nun war sie schon die ganzen Jahre ohne Mann, ohne alles. Jedenfalls, ihr hat das mächtig wehgetan, dass ich sie nun auch verlassen wollte. Dann habe ich doch einen Rückzieher gemacht. Nun, ich bin bei der LPG geblieben. Mein Mann war sowieso im Stall. Erst war ich im Feldbau, 17 Jahre lang. Ja, dann wurde jemand im Stall gebraucht. Da mein Mann im Stall war, hatte ich so überlegt: „Gehe ich rein in den Stall oder gehe ich nicht.“ Ich hatte erst einmal echt Angst vor den Kühen. Die ersten Tage konnte ich gar nichts essen. Das war mir so auf den Magen geschlagen. Dann bin ich die ersten paar Tage mit dem Besen zwischen die Kühe gegangen und habe sie auseinandergejagt. Ich hatte so eine Angst vor den Kühen, weil wir zu Hause kein Viehzeug hatten. Das war ich gar nicht gewöhnt.

Marlis Klocke und Kathrin Thiele



**Können Sie sich noch erinnern,
wann Sie zum ersten Mal Fernsehen
geschaut haben?**

Ja. Aber das Jahr weiß ich auch nicht mehr. Eine Familie in ganz Bochow hatte einen Fernseher. Da sind wir oft alle hingegangen. Da war die Stube voll. Das war wie im Kino.

Eigentlich war das schön, dass man eben gemeinsam Fernsehen schaute.

**Wissen Sie noch, was Sie gesehen
haben?**

Ach, das weiß ich heute nicht mehr. Das war ja so ein kleiner Fernseher.

**Wie würden Sie jetzt Ihr Leben im
Fläming Haus beschreiben?**

Ja, das kann gar nicht schöner sein, als wie wir jetzt hier so sind. Wir sitzen jeden Tag im Sommer in einer großen Runde zusammen oder gehen spazieren. Das ist sehr schön.

**Bitte veranschaulichen Sie das Flä-
ming Haus in wenigen Sätzen für
diejenigen, die es nicht kennen!**

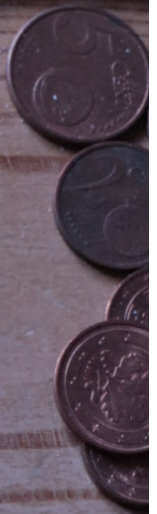
Wir werden schön umsorgt. Haben unsere eigene Wohnung. Das Essen, manchmal meckert man, zufrieden ist man ja nie richtig. Dann isst man eben weniger. Das Pflegepersonal ist auch sehr freundlich. Alles super!

**„Eine selbstgebackene Torte ist
Balsam für die Seele und gehört
auf jeden Geburtstagstisch!“**

Marlis Klocke

Peter Sturm

Peter Sturm



Peter Sturm

geboren 1930 in Hannover,
lebt heute in Seehausen



Zum Nachhören

Lieber Herr Sturm, sind Sie als Kind einmal verreist?

Tatsächlich, die ganze Familie ist von Hannover aus mit dem Fahrrad nach Mecklenburg gefahren. Wir hatten uns ein Zelt gekauft und wollten im Zelt schlafen. Erste Nacht das Zelt aufbauen: mein Vater hatte zwei linke Hände, was das betrifft, meine Schwester genauso. Dann haben meine Mutter und ich das Zelt aufgebaut. Die Kühe brüllten auf der Weide und am anderen Morgen, als wir das Zelt wieder zusammengepackt hatten, haben wir gedacht: „Da kommen wir nie nach Mecklenburg.“ Also das Zelt verpackt, nach Hause nach Hannover geschickt, postlagernd. So sind wir weitergefahren. Einmal haben wir beim Bauern übernachtet, dann in so einem kleinen Hotel. Es war alles so interessant. Auf dem Rückweg, das war 1939, saßen wir in Celle auf der Union-Terrasse und haben gut gefrühstückt. Da marschierte die Wehrmacht schon Richtung Osten durch.

Wie haben Sie als Jugendlicher den Krieg erlebt?

Also, man sollte es ja nicht glauben, meine Mutter und meine Schwester und ich, wir sind 1944 im Frühjahr von Salzgitter ins Warter Land gezogen, weil mein Vater dort in der Verwaltung gearbeitet

hat. Er hat gesagt: „Kommt hierher, hier fallen keine Bomben, hier gibt es keine Margarine, nur Butter.“ Das haben wir tatsächlich gemacht.

Dann sind wir am 21. Januar 1945 von dort geflüchtet. Wochenlang fuhren schon Trecks durch, fürchterlich. Das waren nun wirklich einschneidende Erlebnisse. Mein Vater ist mit zwei gespannten gefahren, auf dem einen war er und auf dem anderen ein polnischer Kutscher. Auf dem ersten Wagen waren unsere Habseligkeiten und auf dem zweiten, man glaubt es nicht, die Akten vom Amt. Es war bitterkalt, 20 Grad Kälte und Schnee. Wir hatten in der Gemeinde ein ganz neues Feuerwehrauto, es war ein dreiviertel Jahr alt, Mercedes, Benziner. Damit sind wir, meine Mutter, meine Schwester und ich gefahren. Wir konnten nicht so langsam fahren, wie der Treck fuhr. Dann haben wir gesagt: „Wir fahren voraus und warten im nächsten Ort.“ In Breslau haben wir gewartet und gewartet und gewartet. Unser Treck kam nicht. An der Oderbrücke haben wir in der Kneipe gesessen, sieben Stunden gewartet, alle möglichen Trecks kamen an, nur mein Vater mit seinen Fahrzeugen nicht. Nix. Wir hatten in dem Feuerwehrauto eine Mitarbeiterin vom Amt, deren Eltern hatten eine Gastwirtschaft in Niederschlesien.

Dort sind wir hingefahren. Der Ort hieß Brandt. Dort, in dem Gasthaus waren wir wohl acht Tage. Dann sind wir weitergefahren. Wir kamen nach Torgau. Am anderen Morgen kamen welche von der SS und wollten unseren Feuerwehrrwagen beschlagnahmen. Das konnten wir abwenden. So, dann hieß es: „Ihr müsst nach Wittenberg.“ Dann sind wir nach Wittenberg gefahren. Nein, in Wittenberg hieß es: „Ihr müsst nach Wittenberge.“ Nein, dann hieß es: „Ihr müsst nach Oschersleben.“ Dann sind wir nach Oschersleben gefahren. In Oschersleben vor der Verwaltung haben wir die ganzen Schreibmaschinen aus dem Feuerwehrauto ausgeladen. Wir sind dann weitergefahren, in den Ort, wo wir einquartiert wurden, nach Huy-Neinstedt am Huy. Das war ein kleines Örtchen.

Wie wurden Sie von den Menschen empfangen, bei denen Sie einquartiert waren?

Die Frau sagte zu meiner Mutter: „Das Sie sich keinen Kochtopf mitgebracht haben!“ Wir hatten ein kleines Zimmer mit nur zwei Betten. Ich konnte ja nicht mit meiner Schwester in einem Bett schlafen. Ich habe dann auf der Erde geschlafen, zwischen den beiden Betten. Ich habe noch auf der Flucht den Einberufungs-

bescheid bekommen.

Wie hat der Einberufungsbescheid Sie erreicht?

Das deutsche Amt, das hat funktioniert. Wir waren acht Tage in Spremberg. In Spremberg haben wir damals gesehen, wie sie Dresden bombardiert haben, der ganze Himmel war rot. In Spremberg habe ich den Einberufungsbefehl bekommen nach Cottbus zur SS. Meine Mutter hat das Ding in den Ofen gesteckt und am anderen Tag sind wir abgefahren. Wenn sie mich ergriffen hätten, hätten sie mich an der nächsten Laterne aufgehängt. Ich war 15 Jahre alt. Na ja, und dann waren wir in Huy-Neinstedt. Dann kam der Zusammenbruch. Die Amerikaner kamen, sie waren sehr menschenfreundlich. Als sie abzogen, haben sie ihre halbe Ausrüstung dagelassen. Dann kamen die Engländer. Die Engländer waren gar nicht im Dorf. Anderthalb Kilometer vom Dorf war ein alter Kalischacht. Dort war eine Heeresmunitionsanstalt. Dort in dieser Muna gab es Schwarzpulverstangen wie Makkaroni. Sie gingen wunderbar zum Feuer anmachen. Man glaubt ja nicht, was es für Lebensmittellager gegeben hat. Im Nachbardorf gab es eine Scheune, sie war voll. Einer hat uns eine Kiste Schmalzdosen mit-

gebracht, davon haben wir eine Weile gelebt. Dann waren die Engländer weg. Ich habe auf einem Bauernhof mitgearbeitet. Eines Morgens kam ich dort an und der ganze Hof war voller Panjewagen. Die Russen waren da. Eujeujeu, das war ja ein Ding. In der Nacht sind sie immer mit Gesang durchs Dorf marschiert. Nachts. Wenn die Panjewagen kamen, waren sie leer. Eine andere Truppe löste sie ab, dann waren die Panjewagen voll, alles geplündert. Die jungen Frauen mussten für die Russen kochen. Da haben wir gesagt: „Mensch, wie lange wird das gut gehen, wir müssen hier verschwinden.“ Dann haben wir uns zu Fuß über Osterwieck aufgemacht. In Hornburg im Westharz gab es eine Zuckerfabrik. Die Bauern konnten zwischen Osterwieck im Ostharz und Hornburg hin und her fahren. Ab Osterwieck sind wir mit dem Ackervagen nach Hornburg gefahren. Als wir wieder auf der Straße waren, konnten wir rausgucken. Von Hornburg sind wir dann nach Salzgitter und von dort nach Nisse. Mein Vater galt als verschollen. Anfang 1946 kam er zurück. Mein Vater, als wir auf die Flucht gingen, hatte eine Statur von gut 100 kg. Als er wiederkam, wog er 65 Kilo. Die Tschechen hatten ihn noch ein halbes Jahr eingesperrt. Was er dort erlebt hat, darüber

hat er nie gesprochen. Kein Wort. Meine Mutter hat ihn dann wieder hochgepäpelt. Er starb 1958. Den Mauerbau hat er nicht mehr erlebt.

Gibt es einen Gegenstand, der Sie Ihr ganzes Leben lang begleitet?

Ja, ich habe zum Beispiel eine silberne Taschenuhr, sie gehörte dem Vater meiner Großmutter mütterlicherseits.

Also Ihrem Urgroßvater?

Ja, diese Uhr hat er wohl in der Tasche gehabt und sie hat ihm quasi das Leben gerettet. Hinten kann man noch den Einstich sehen von einem französischen Bajonett aus dem Krieg 1870-71. In meiner letzten Stelle in der Landwirtschaft habe ich diese Uhr immer in der Hosentasche getragen, weil ich keine Armbanduhr hatte, also eine fast 150 Jahre alte Uhr.

Sie leben in Seehausen. Das Gehört hier war das von Ihrer Frau?

Ja, ich bin gelernter Landwirt und mein Vater stammte auch vom Bauernhof und der hätte immer gern gesehen, dass ich irgendwo einheirate. Ich habe ja auch nur zehn Jahre in der Landwirtschaft gearbeitet. Mein Vater hat in der Nachkriegszeit in der Stadtverwaltung in Salzgitter gearbeitet. Als eine Fahrbü-

Peter Sturm und Kathrin Thiele



cherei angeschafft wurde, da hat er mich gefragt: „Willst du nicht nach Salzgitter kommen und den Bücherbus fahren?“ Da habe ich gedacht: „Na ja, warum nicht.“ Dann habe ich in der Landwirtschaft aufgehört und habe dann in Salzgitter angefangen. Dieser Bücherbus, das war ein Unikum. Er wurde uns vom Amerika-Haus geschenkt, inklusive Bücher: Zehnmal „Vom Winde verweht“. Wir hatten die Regale nur, um sie vollzukriegen. Der Bücherbus war eine Blechkiste, ein GNC. Das Ding war schnell. Die Chefin war eine ältere Dame, Frau Peters, unverheiratet. Sie fragte mich: „Können Sie das Alphabet?“ Ich: „Natürlich.“ „Dann sagen Sie es mir mal rückwärts auf!“ „Schon stand ich auf dem Schlauch.“ „Dann schreiben Sie sich das mal auf! Lernen Sie es auswendig vorwärts und rückwärts! Denn das brauchen Sie ja nachher.“ Alphabet habe ich auswendig gelernt, vorwärts, rückwärts. Dann war sie so ein bisschen skeptisch, ob ich mit dem Ding wohl einigermaßen fahren konnte. Sie bestellte eine Fahrschule. Bei dem Fahrlehrer habe ich auch meinen Führerschein gemacht. Er ist mit mir gefahren und dann habe ich beim Zurückschalten Zwischengas gegeben. Er sagte: „Junge, ist doch voll synchronisiert, da brauchst du kein Zwischengas geben.“

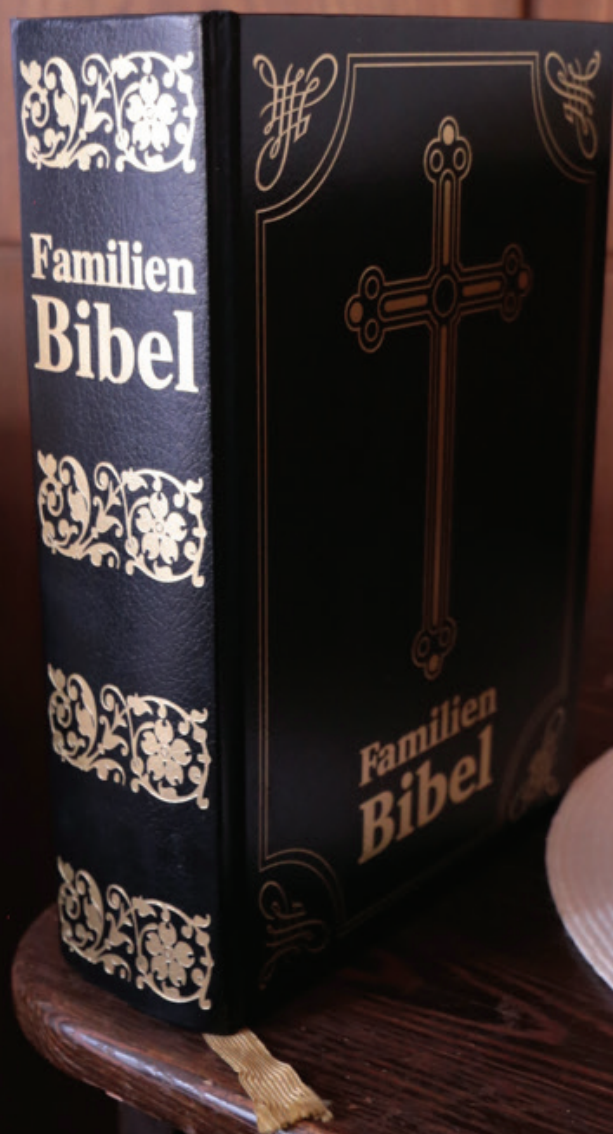
Wir kamen zurück und er hat gesagt: „Frau Peters, mit dem Herrn Sturm können Sie fahren und Sie sitzen wie in Abrahams Schoß.“

Gab es in dieser Fahrbücherei ein Lieblingsbuch?

Es war anfangs schwer mit der Leserei bei mir, als ich in die Schule kam mit sieben, acht habe ich gesagt: „Mutti, es geht so stockerig.“ Als ich das einmal überwunden hatte, dann habe ich gelesen. Ich hatte als Kind ein Buch, das war aus dem Ersten Weltkrieg, das hieß „Die Letzten“ und dieses Buch, das konnte ich fast auswendig. Ab da habe ich ständig gelesen. Mein Vater war eine Zeit lang in Hannover bei einer Firma, die haben Schmirgelpapier hergestellt, beschäftigt. Die hatten eine Bücherei. Da waren alle Karl May Bücher und die habe ich alle verschlungen, also so ein Buch von 300 Seiten, zwei, drei Tage maximal, neben der Schule. Seitdem habe ich immer gelesen. Neben meinem Sessel, da steht so eine afrikanische Trommel. Da liegt die Fernbedienung drauf und meistens ein oder zwei, manchmal auch drei Bücher übereinander, die ich dann zwischendurch lese.

„Wer liest, lebt zweimal.“

Peter Sturm



Waldemar Fischer

geboren 1950 in Kasachstan Adbasar



Zum Nachhören

Können Sie sich an Ihren Geburtsort erinnern?

Meine Eltern sind 1941 aus der Ukraine nach Kasachstan deportiert worden. Früher gab es im Donbass, im Donezckbecken, diese drei Gruppen. Da waren ein Teil Deutsche, Ukrainer und Nordkaukaser, aus der sogenannten Krasnodarskij Region. Die sind alle nach Kasachstan deportiert worden. In Kasachstan waren sehr viele Deutsche, die ethnischen Deutschen. In der sowjetischen Periode in Kasachstan lebten 23 Millionen Menschen, von denen waren 40% Russen, dann 28% Kasachen, die Urbewohner und 22% Deutsche. Das war viel. Wir haben immer in einem Dorf gelebt. Ich nenne mich Dörfler.

Was gefällt Ihnen am Dorfleben?

Der Mensch ist näher zur Natur. Da ist man so verwurzelt mit der Landschaft. Zweitens, ich kenne da alle Leute, jeden Einzelnen. Ich kenne die Kinder von diesen Leuten. Im Dorf lebst du wie in einer großen Familie. Heute, weiß ich nicht, wer in unserem Haus, in unserem Eingang lebt. Der Mensch ist nicht, wie sagt man, der Einzige. Er braucht immer eine Gruppe. Ich suchte in meinem Leben nicht dieses reiche Leben. Das hat mich nicht interessiert. Hauptsache, du hast Arbeit und Familie. Das ist wichtig.

Wir hatten zu Hause Kühe, Schweine, Ziegen und Gänse, ein kleiner Bauernhof. Das alles macht mir Freude. Hunde und Katzen, ich liebe sie sehr.

Gibt es eine Anekdote, die Sie mir aus Ihrer Kindheit erzählen können, z.B. aus der Schule?

Mit sieben Jahren bin ich in die Schule gekommen, und alles war auf Russisch. Russisch war die Hauptsprache. Es gab nationale kasachische Schulen. Aber die kasachische Sprache ist doch nicht so gut entwickelt wie die russische. Ich war auf einer russischen Schule, weil wir in einem russischen Dorf lebten. Das Nachbardorf war kasachisch. Dort war eine kasachische Schule. Die russische Sprache dominierte in der Schule, auf der Arbeit, in der Presse, alle Zeitungen waren auf Russisch, Radio, Fernsehen, alles. Ich bin acht Jahre zur Schule gegangen. Dann habe ich ein Technikum besucht, fast vier Jahre und danach hatte ich einen Beruf. Baumeister war ich dann von 1969 bis 1999.

Dann war ich noch zwei Jahre bei der Armee, das war auch interessant. Deutsche konnten nicht ihren Dienst, z.B. in der DDR leisten, das war verboten. Wir mussten in der Sowjetunion bleiben. Wenn ich zum Beispiel hierher konnte, als 20-jähriger Mensch, viel-

Waldemar Fischer und Kathrin Thiele



leicht hätte ich gesagt: „Ich bin Deutscher und will hier in meinem Vaterland bleiben. Das wollte die Sowjetunion nicht. Die Grenze war besser zu als unsere Tür.“

Jetzt machen wir einen großen Sprung. Mich interessiert, wie war das für Sie, als dann 1999 klar war, Sie können jetzt nach Deutschland ausreisen?

Jetzt bin ich hier in Altes Lager für die Einheimischen ein Russe, obwohl ich Deutscher bin. Die russische Sprache hat in Kasachstan dominiert und jetzt denke ich auf russisch.

Alle Nationalrepubliken, welche in der Sowjetunion waren, haben sich gleich unabhängig gemacht. Parteisysteme gab es überhaupt nicht. Sozialstrukturen gab es auch nicht.

Wir haben unsere Arbeit verloren. Der Mensch wollte leben, nicht nur existieren. Das war das Problem.

Wie würden Sie die Zeit nach Ihrer Ankunft in Deutschland beschreiben?

Ich war nicht allein, meine Frau, unsere Kinder, Schwiegermutter, Schwiegertochter dazu. Man muss sie doch, wie sagt man, integrieren und ich war selbst noch wackelig. Natürlich. Mit einem Wort, du bist noch nicht fertig für diese

Probleme.

Wir müssen beten, nicht zu Gott, sondern dem deutschen Volk danken, dass sie uns aufgenommen haben.

**„Zufrieden sein ist lange nicht
so schwer, als schwer es ist,
zufrieden werden wollen.“**

Johann Philipp Lorenz Withof



Waltraud Moews

geboren 1940 in Dennewitz



Zum Nachhören

Liebe Frau Moews, wie würden Sie Ihre Kindheit beschreiben?

Also sehr schlecht. Mein Vater, ich kenne meinen Vater nicht, er ist 1942 im Krieg gefallen. Meine Mutter hatte noch einmal geheiratet. Mein Stiefvater, er hat nur gesoffen. Wir waren dann sechs Kinder zu Hause, drei Mädchen, drei Jungs. Also meine Kindheit war nicht schön.

Wie war das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrer Mutter?

Das war sehr gut. Wenn es irgendwie ging, hat sie uns auch immer etwas zugesteckt. Das sollte mein Stiefvater nicht sehen.

Gibt es vielleicht ein Lieblingsessen aus Ihrer Kindheit, das Ihre Mutter gekocht hat?

Früher hat man ja immer diese, wie soll ich denn sagen, diese Kliersuppe gemacht aus Ei und Mehl. Dann wurde alles ins kochende Wasser getan. Und Zumpelsuppe, das war aus rohen Kartoffeln, die waren gerieben und das wurde dann auch im Wasser gekocht.

Wo sind Sie zur Schule gegangen?

In Dennewitz war die Schule. Einen Kindergarten gab es auch. Da wurde extra eine Baracke gebaut. Viel später bin ich hier in Niedergörsdorf am Friedhof,

wo das rote Gebäude ist, da bin ich zur Schule gegangen.

Wie lange gingen Sie in die Schule?

Na, acht Jahre.

Konnten Sie den Beruf ergreifen, den Sie gerne ergreifen wollten?

Nein, ich musste beim Bauern arbeiten. Aber zuerst war ich beim Zahnarzt in Stellung, hier in Niedergörsdorf.

Was heißt das „in Stellung sein“?

Na, im Haushalt helfen. Später war ich dann beim Bauern arbeiten, hier in Niedergörsdorf. Da musste ich mit aufs Feld, Kartoffeln lesen und alles machen, was es an Arbeit gab. Dann habe ich im Kuhstall in Dennewitz gearbeitet, das war dann so Mitte der 50er Jahre, als die LPG gegründet wurde. Dort waren dann 100 Kühe. Die haben wir gemolken. Das war eine sehr harte körperliche Arbeit, damals mussten wir jede Kuh mit einer extra Kanne melken. Dann die schweren Kannen in den Milchtanker auskippen und die nächste Kuh melken. Früh um 6 Uhr kam der Milchtanker und hat die Milch abgeholt. Das alles mit drei Kindern zu Hause, also viel zu tun. Wir mussten früh raus, um 3 Uhr haben wir angefangen. Dann bin ich gegen sieben nach Hause gegangen und

habe die Kinder fertig gemacht zum Kindergarten oder zur Schule. Danach bin ich nochmal in den Stall gefahren.

Hat Ihr Mann die Kinder auch für die Schule fertiggemacht?

Mein Mann hat in der LPG gearbeitet, als Schlosser und Traktorist. Das war so. Auch von meiner Mutter hatte ich keine Hilfe. Alles haben wir alleine gemacht. Das war hart. Die Arbeit im Kuhstall habe ich 23 Jahre gemacht.

Hat die Wende in Ihrem Leben eine Rolle gespielt?

Nein, eigentlich nicht so. Wir haben nichts gesehen und nichts mitgekriegt.

Gibt es einen besonderen Gegenstand, der Sie Ihr ganzes Leben begleitet?

Diese Sammeltasse habe ich von zu Hause mitgebracht. Die habe ich von dem Großbauern bekommen, als ich in Niedergörsdorf war. Ich hatte auch noch einen Kuchenteller. Als wir noch in Dennewitz wohnten, nahm mein Junge den Teller, macht einen Pfannkuchen darauf, rollt alles zusammen und der Teller fällt runter. Da war ich sehr traurig.

Trinken Sie manchmal aus dieser Tasse?

Da habe ich immer Angst, dass ich sie kaputt mache.

Erinnern Sie sich noch, als Sie das erste Mal Fernsehen sahen?

Ja, das weiß ich. Der Junge ist 1961 geboren, der andere 1964. Da haben wir einen Fernseher gekriegt.

Konnten Sie hier Westfernsehen empfangen?

Ja. Ja.

Haben Sie damals auch Westfernsehen geschaut?

Ja. Das durfte man ja nicht. Aber alle haben geguckt. Man durfte es nur nicht sagen.

Über welche Momente in Ihrem Leben lachen Sie am meisten?

Wenn ich mal etwas trinke, habe ich immer Hunger. Einmal habe ich elf und eine halbe Bockwurst gegessen. Das werde ich nie vergessen. Ja, den ganzen Abend über verteilt. Dazwischen habe ich mal ein bisschen getrunken, dann haben wir wieder getanzt und dann hatte ich wieder Hunger.

Waltraud Moews und Kathrin Thiele



„Aufpassen wie ein Schießhund.“

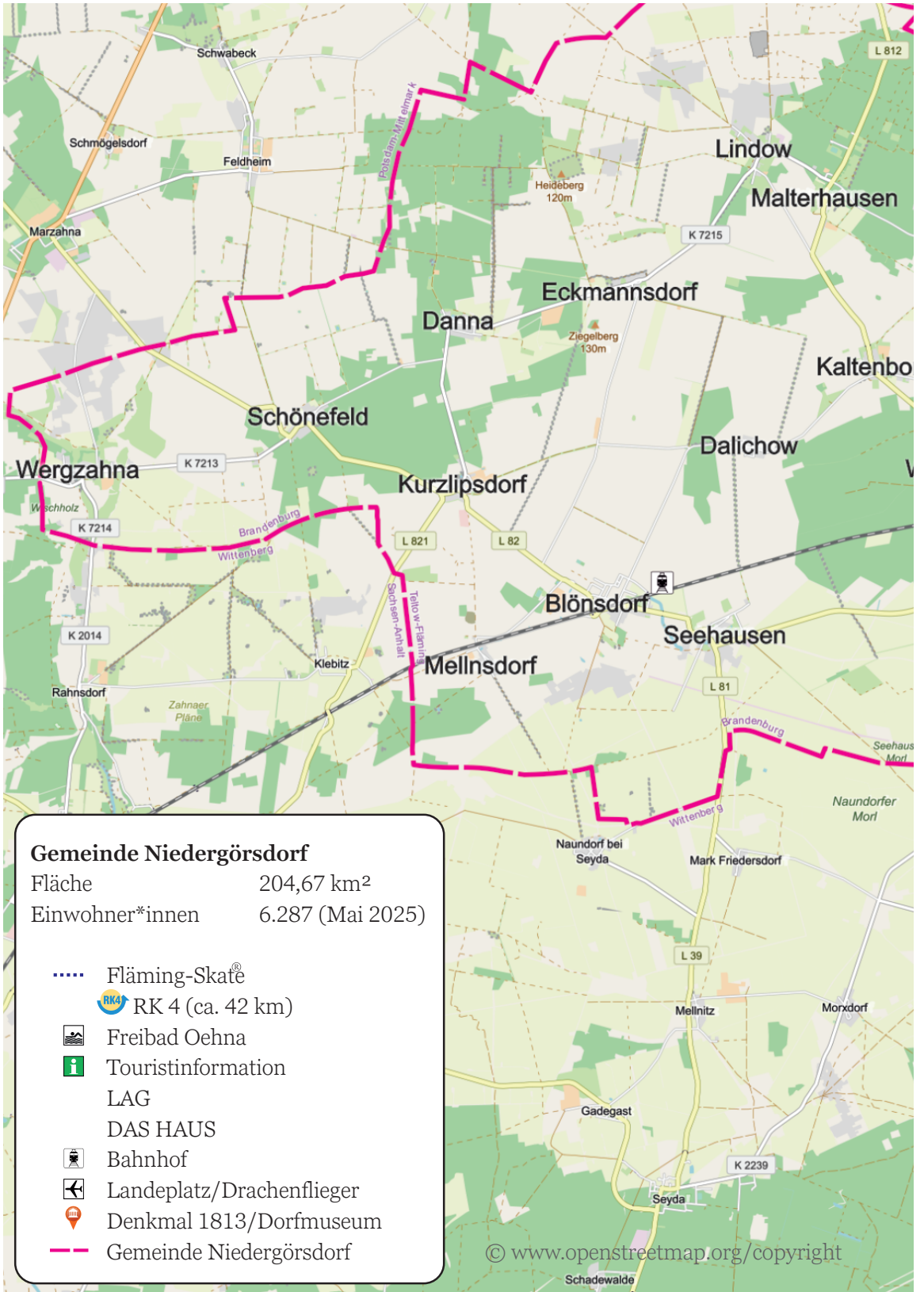
Waltraud Moews

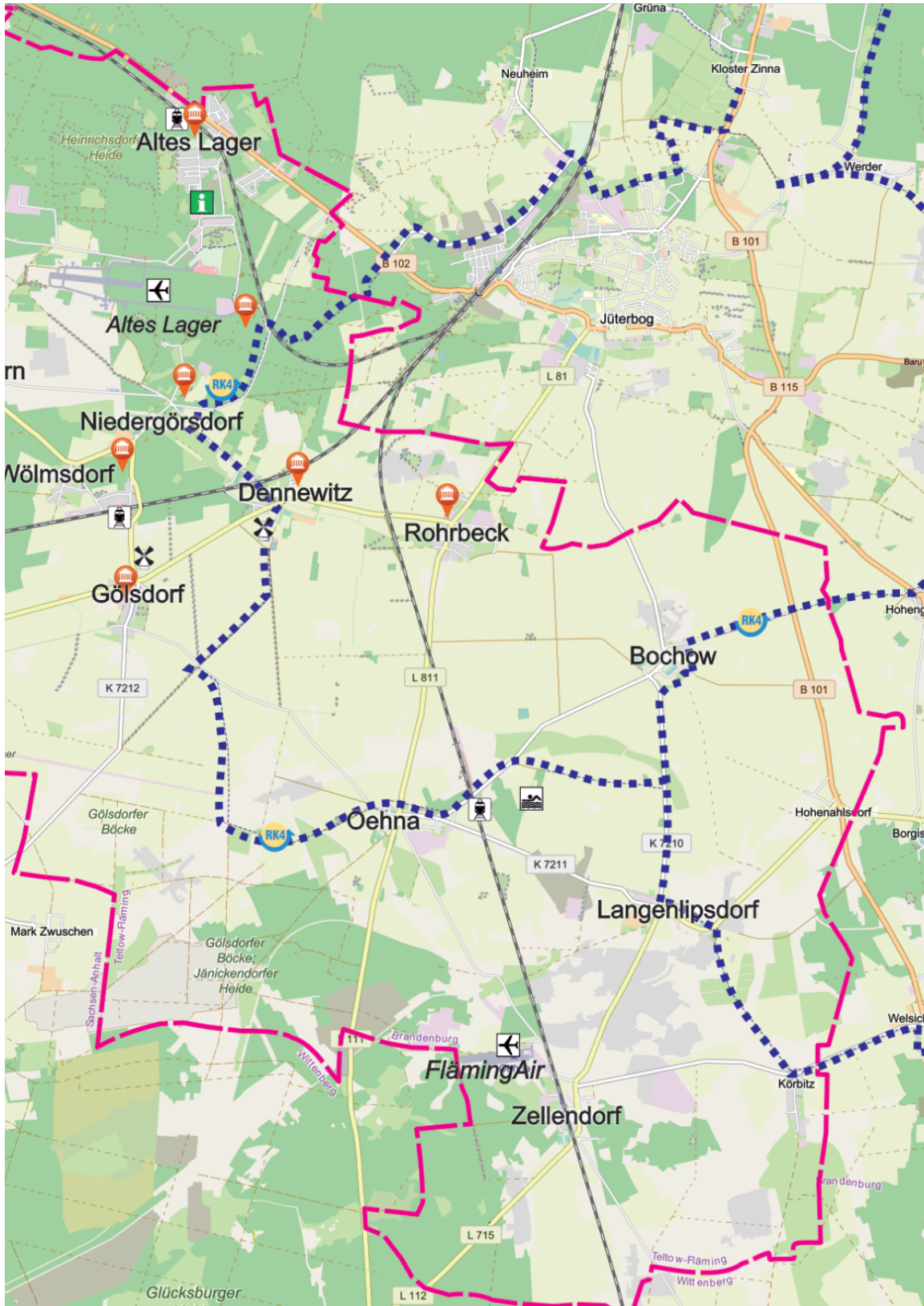
Haben Sie Bier getrunken?

Nein, das nannte sich doch Koks. Das war Weinbrand mit zwei Kaffeebohnen und einem Stück Würfelzucker.

Jetzt kommen wir noch zu einer aktuellen Frage. Wie ist denn Ihr Leben im Fläming Haus?

Also, mir gefällt es gut. Ich bin vier Jahre hier. Ich bin hier mit ein paar Frauen zusammen, wir spielen oft Karten. Wenn wir zum Arzt müssen, werden wir gefahren. Das Essen ist gut. Nach dem Frühstück schneiden wir Kartoffeln, Karotten und anderes Gemüse, eben, was gebraucht wird. Im Sommer schneiden wir Obst. Gestern zum Beispiel gab es Königsberger Klopse, dann machen wir die Klopse. Es gibt immer Unterhaltung. Ich bin nie allein.







Fläming Haus

24-Stunden-Rufbereitschaft für unsere Klienten

Wir fördern die Gemeinschaft, das Miteinander & Füreinander da sein.

- > Ambulanter Pflegedienst
- > Tagespflege „Schöne Flämingzeit“
- > „Fläming Perle“
 - > Barrierefreies Wohnen
- > Familiäre KITA „Bergwerk“
- > Café 33

Wir sind Ihr Ansprechpartner für Pflege, Betreuung & Beratung in unserer Gemeinde

- > Ganzheitliche pflegerische Versorgung im Rahmen der Grund- und Behandlungspflege bei Ihnen zu Hause für Sie selbst oder für Ihre An- und Zugehörigen an allen Tagen des Jahres
- > Eine Auszeit im Alltag von 8.00 Uhr bis 16.00 Uhr in unserer Tagespflege „Schöne Flämingzeit“ mit Fahrdienst
- > Ein Zuhause in der Fläming Perle
 - > Sie haben die Wahl zwischen einer 1-/2- oder 3-Zimmerwohnung
 - > für alle Menschen, die in Gemeinschaft und generationsübergreifend leben wollen
- > Individuell auf Sie zugeschnittene Pflegeberatungen und Pflegekurse, wo Sie mit Ihren Bedürfnissen, Ihrem Bedarf und Ihren Ressourcen im Fokus stehen. Für ein Leben in Würde und Lebensqualität. Bis zum Lebensende

Veranstaltungen

- > Jeden ersten Montag im Monat
 - > Spielenachmittag im Café 33
- > Jeden zweiten Montag im Monat
 - > Informationsveranstaltung in der Fläming Perle
- > Jeden dritten Montag im Monat
 - > Seniorennachmittag im Kulturzentrum DAS HAUS

Für alle Veranstaltungen bitten wir Sie um eine Voranmeldung unter

033741 8023 10

von Montag bis Freitag von 8.00 Uhr bis 12.00 Uhr

Wenn Sie einen Fahrdienst benötigen, kommen Sie gerne auf uns zu.

Vielen Dank,
Viola Heimke & ihr Team



Impressum

Herausgeber

Gemeinde Niedergörsdorf

1. Auflage

Juni 2025

100 Exemplare

Redaktion

Kathrin Thiele

Andrea Schütze

**Erzählerinnen und
Erzähler**

Elfriede Jäger

Erika Scheibe

Günter Thiel

Elsa Richter

Brigitte Pfeiffer

Hannelore Rose

Peter Sturm

Marlis Klocke

Waltraud Moews

Waldemar Fischer

Druck

Fläming Werbung GmbH, Jüterbog

Schriftart

Georgia Pro Light

Georgia Pro Semibold

Fotos

Jana Schütze

Layout und Satz

Hannah Röbisch

Die Geschichten sind auch online verfügbar unter www.kathrin-thiele.de.

Die Geschichten aus den Interviews wurden aufgeschrieben von Kathrin Thiele. Sie bereitete Audioaufnahmen für den Schnitt vor und transkribierte die Interviews.

Für den Inhalt zeichnen die namentlich genannten Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich. Alle Angaben wurden sorgfältig geprüft, dennoch kann für deren Richtigkeit keine Garantie übernommen werden.

Förderung

Das Projekt „Schätze des Lebens“ wurde gefördert vom Ministerium für Gesundheit und Soziales mit Mitteln aus dem Programm „Pakt für Pflege Brandenburg“, dessen Herzstück „Pflege vor Ort“ durch vielfältige Maßnahmen und Projekte die Teilhabe älterer und pflegebedürftiger Menschen an der Gemeinschaft ermöglicht. Unterstützt wurde es durch die Gemeinde Niedergörsdorf, das Landesamt für Soziales und Versorgung (LASV) sowie die Fachstelle Altern und Pflege im Quartier (FAPIQ).



